



Illustriertes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. Monatshefte à 5 Ngr.

## Der Habermeister.

Ein Volksbild aus den bairischen Bergen.

Von Herman Schmid.

1.

„Kruzitürken, was ist denn das für ein Wirthshaus, wo man die Leut' verdursten laßt? Eingeschickt oder die Kellnerin aufgehängt!“ so schrie, ungeduldig mit dem Zinuedel eines Steinkruges klappernd, ein dickleibiger Mann in halber Bauerntracht, der eben vor dem Wirthshause an der Kreuzstraße angekommen war und neben den zum Eingange hinaufführenden Stufen Platz genommen hatte. Das Gasthaus mit den blanken, weißgetünchten Wänden, den vielen hellen Fenstern und den grünen Läden dran, mit dem stattlich verzierten hohen Giebel stand recht einladend in Mitte einer großen Waldblöße, gerade da, wo zwei bedeutende Straßen senkrecht einander kreuzten. Der Wald war nach allen Seiten ziemlich weit zurück gelichtet, bis an seine Ränder hin wechselten grüne Wiesenstreifen mit braunen Ackerbreiten und leeren Saatsfeldern, auf denen die Stoppeln mit weißen, lang hin wehenden Spinnenfäden wie mit geschwenkten Fahnen verkündeten, daß der Herbst bereits ernstlich seinen Einzug gehalten. Es war hohe Mittagszeit, der Sonnenschein legte sich hell und heiß auf Wald und Blöße und wenn manchmal ein leiser Lusthauch vorüberstrich, brachte er den Harzduft der Tannen mit, den die Schwüle ausgebrütet unter dem dunklen, grünen Gezweig.

Nirgends war Schatten zu erspähen; nicht einmal an den schmalen Sitzreihen und den noch schmälern Tischen vor dem Wirthshause, nur über den Hedenzaun des grasigen Baumgartens sahen die Kronen einiger Obstbäume herüber — der Bauer verzehmte es, für die Bequemlichkeit eines schattigen Sitzes zu sorgen, und wenn er zur Schenke geht, hockt er am liebsten enggedrängt in niedriger Stube, fast als wollte er sich flüchten und abschließen vor der freien Natur, der er sonst tagüber angehören muß.

Der Stufenvorsprung des Eingangs mit seinem Dachgebälde und dem schräg davon abfallenden Schatten bildete das einzige kühle Plätzchen und war deshalb gleich den andern Tischen und Bänken bereits vollauf mit Gästen besetzt; dennoch war der ankommende dicke Mann in Hemdärmeln, den Rock über die Achsel geworfen, einen verben Stock in der Hand und einen noch verberen Fanghund hinter sich, unbekümmert und fest geradezu auf den kühlen Winkel losgesteuert, gleich als verstände es sich von selbst, daß da und nirgends anderswo ein Platz für ihn vorhanden sein müsse. Er täuschte sich auch nicht in dieser Erwartung, denn die bereits festhaft gewordenen Bauern hatten bei seinem Erscheinen nichts Eiligeres zu thun, als recht nahe aneinander zu rücken,

damit er ja in der innersten Ecke, wo es am bequemsten und kühlsten war, seine Stelle finde: unverkennbar, weil er sich selbst das Ansehen gab und weil er reich war; das verrieth nicht nur die schwere Reihe von Silbermünzen, welche als Knöpfe über den stattlichen Bauch spannten, sondern noch mehr der breite, wohlgefüllte lederne Geldgürtel um seine Hüften. Während er sich mit aller Wucht auf den Bretterfuß niederzuleiten ließ, löste er den Gurt und warf ihn wie achtlos neben sich, trocknete sich mit dem Hemdärmel den Schweiß von dem fetten, rothen Gesicht und erwiderte mit gnädigem Nicken die Grüße der Anwesenden, welche ihn willkommen hießen.

Zur andern Seite des Stufenaufgangs, in der gegenüberliegenden Ecke, kost unmittelbar neben der Thür des Pferdestalls, war ebenfalls eine Bank mit einem gebrechlichen Tische davor angebracht; an diesem saß, völlig abgetrieben von den übrigen Anwesenden, ein einzelner Gast, ein Bauer von hagerer Gestalt und mit magerem, verkümmertem Angesicht, das durch die graugemischten Stoppeln des nicht abgenommenen Bartes einen Ausdruck von Bewilderung und Verkommenheit erhielt, welcher durch den schadhafsten und unsaubern Anzug nur erhöht wurde. Ein schmieriger, großer Sack, der neben ihm unterm Tische lag und durch dessen Löcher allerlei bunte Lappen hervorjagen, ließ erkennen, daß es das Wandergewerbe des Lumpensammlers war, was er betrieb. Niemand kümmerte sich um den Abgesonderten, er aber schien wohl wahrzunehmen und zu hören, was an den andern Tischen geschah, denn auch er versäumte nicht, dem Angekommenen seinen Gruß zuzurufen.

Dieser wendete sich halb nach der Richtung, von welcher der Ruf kam, und blickte den Mann, als wollte er sich überzeugen, daß er recht gesehen und gehört, mit einem kurzen Blicke höhnischer Bewunderung an, dann wandte er sich, ohne einen Laut zu erwidern, geringschüssig ab und rief den Uebrigen mit lauter Stimme zu: „Wie kommt denn der Lump daher? Darf der sich noch in einem Wirthshaus blicken lassen unter ehrlichen Leuten?“

Ueber die Wangen des Ausgestoßenen flog eine rasche Röthe, er drehte sich ab und stützte Kopf und Gesicht, wie um sie zu verbergen, in die aufgestemmtten Hände, dann erhob er sich halb, es war, als kämpfte er mit sich selbst, ob er schweigend sich entfernen und der Unbill weichen, oder ob er derselben zur Abwehr entgegenzutreten solle.

Die Bauern hatten vorher auch nicht mit einem Blicke auf

## Freiligrath und Hoffmann von Fallersleben.

Auf den Höhen des Harzes loderten die Feuer in den Oefen der Gasteuben. Durchnäste Reisende drängten sich schauernd vor Kälte um die Wärmespender, während der kalte Nordwest an den Fenstern rüttelte und, sich nimmer erschöpfend, ein Heer grauer, regenschwerer Wolken vor sich hertrieb. Das war ein trauriger Aufenthalt in den herrlichen Thälern des Harzes im Juli 1867. Heute Kälte und Regen, morgen Regen und Kälte. Mein Entschluß war rasch gefaßt. Von Thale aus bis Ilfenburg hatte ich mich frierend und naß durch die schöne Gegend hindurchgearbeitet, in Ilfenburg wie überall in den Harzstädten machten schimpfende Berliner den Aufenthalt noch „krällischer“, als er so schon war. Ich winkte dem Vater Broden, der sein Haupt tief mit der nichts Gutes weissagenden Nebelkappe bedeckt hatte, ein Lebewohl zu, und nach drei Stunden trug mich der Eisenbahnzug von Harzburg aus der norddeutschen Ebene zu.

Mein Weg ging zur Weser. An dem nördlichen Vorberge des Harzes weg führte mich das Dampfroß. Ich passirte die Brücke, welche den Eisenbahnzug bei Kreienzen hoch über die hannoversche Südbahn hin in's Braunschweiger Land führt, jene Brücke, welche als unüßliches Denkmal von dem gezeigten Welfenminister Vorries dem Glende des kleinstaatlichen Particularismus gesetzt ist. Die Brücke weckte allerlei Gedanken in mir. Bilder aus der Geschichte Deutschlands während der letzten fünf- und zwanzig Jahre, oft recht seltsam schauerliche Bilder, erfüllten meinen Geist. Ich gedachte des ungeheuren Umschwungs, welcher im Laufe des vorigen Jahres eingetreten war, ich gedachte der Männer, welche diesen Umschwung gemacht, und Derer, welche ihn angebahnt, frohere Bilder, der Zukunft entnommen, erhellten das verdüsterte Gemüth. . . . Da hielt der Zug abermals. „Holzminnen“ . . . tönte des Schaffners Stimme, und ein Blick durch das Fenster des Waggons streifte den weiten Spiegel des schönen deutschen Weserstroms. Ein Dampfboot zog eben vorüber, den Strom hinab. Da — wie es oft so seltsam kommt, in Verbindung noch mit den eben unterbrochenen Gedanken, tönte der Name Freiligrath's in mir wieder. So — als Heizer verkleidet, vor dem glühenden Kessel des Dampfers stehend, zog auch Freiligrath einst den Rhein hinab, um den Schergen zu entgehen, welche ausgesandt waren, ihn zu fangen, ihn, der besten deutschen Männer einen, der mit brechendem Herzen in's Exil zog. Freiligrath! Grade in diesen Tagen wurde der Name des herrlichen Mannes so oft genannt; Deutschlands Söhne wollen dem alternden Dichter die Leiden, welche das Exil über ihn verhäng, mildern, sie wollen eine heilige Pflicht erfüllen gegen den deutschen Sängler, dessen klingende Lieder Antheil haben an den nationalen Erfolgen des Jahres 1867. Gott segne ihr Bemühen! —

Der Zug hatte sich wieder in Bewegung gesetzt. Zwischen den Abhängen des Sollingens und dem rechten Ufer der Weser zieht die Bahn eine Strecke dahin, um bald auf hochgespannten Wogen die Weser zu überschreiten, unmittelbar neben den Mauern eines großen stattlichen Gebäudes, dessen Thürme sich stolz in den Wogen der Weser wieder spiegeln. Es ist Schloß Corvey, prachtvoll gelegen zwischen den waldigen Ruppen des Sollingens und den linksufrigen interessant geformten Weserbergen. Zehn Minuten von Schloß Corvey an der berühmten Kastanienallee, welche vom Schlosse zu der alten Hansestadt Hörter führt, liegt der Bahnhof.

Auf dem Bahnhofe schritt ein Mann auf und ab, die aufsteigenden Fremden musternd. Es war eine hohe, kräftige Gestalt, deren elastische Bewegungen die Farbe der Locken flügel strafen, welche silbern über den Nacken herabrollten, sich mit dem ebenfalls weißschimmernden Kinnbarte vermischt. Unter dem Rande des grauen Filzhutes, der die breite Stirn deckte, kitzte in noch jugendlichem Feuer ein granblaues Augenpaar. Auch über mich hin slog der suchende Blick, haftete einen Moment an mir und plötzlich erhellten sich die Züge des edlen Gesichts. Der weltbekannte Ziegenhainer wanderte in die Linke und unsere rechten Hände fanden sich im herzlichsten Drucke. Längst hatte ich den Mann erkannt, an dessen Arme ich jetzt hing, mit heller Freude ein unerschöpftes Wiedersehen genießend. Es war Hoffmann von Fallersleben.

Eben noch Freiligrath's gedenkend, ging ich jetzt zur Seite des Mannes, der einen entscheidenden Einfluß auf die politische

Gesinnung Freiligrath's ausübte. Des Mannes, der lange vor 1848 seine Stimme in Deutschland für Freiheit und Recht erhob, der seine Rühmlichkeit mit Verlust seines akademischen Amtes büßte, der aus fast allen großen und kleinen deutschen Vaterländern ausgewiesen, Jahre lang polizeilich aller Orten verfolgt und gemäßigert, unerschrocken und ungebeugt seiner Braut die schönsten, feurigsten Lieder sang; seiner Braut, dem schönen Deutschland, jene Lieder, die in den Herzen des deutschen Volkes einen so kräftigen Wiederhall fanden und die so außerordentlich viel dazu beitrugen, patriotischen Sinn in Deutschland zu wecken und jenes Verlangen nach Freiheit und Einheit anzufachen, welches 1848 zu heller, mächtiger Flamme aufloderte. Wahrheit war geworden, was der nimmer ermüdende Dichter einst sang:

„Und bist du nur ein Glöcklein,  
Fröhlich auf, fröhlich auf, mein Sang!  
Es flüzt auch die Lavine  
Von eines Glöckleins Klang!“

Wir traten durch das monumentale Thor in die weiten Räume des umfangreichen Schlosses Corvey. Auf den großen, stillen Höfen weckte unser Schritt das Echo, in einem den letzten Hof umschließenden Flügel des Schlosses führte eine breite, alte Holzstiege hinauf zu einem unendlich langen, steingestapelten Corridor, von dessen Wänden die steifen Portraits der Aelteste des einst so berühmten Klosters Corvey uns gespenstisch anstarrten. An dem Corridore liegt die Wohnung des Dichters.

Als das Jahr 1848 auch für Hoffmann von Fallersleben eine gewisse Rehabilitation gebracht, lebte er mehrere Jahre an den Ufern des Rheins, seines von ihm vielbesungenen Lieblingsstromes. Die Herausgabe des „Weimarschen Jahrbuches“ führte ihn nach Weimar, und als dies Unternehmen nach fünfjähriger Arbeit einging, übernahm es Hoffmann, einem Antrage des Fürsten von Ratibor, des jetzigen Besitzers von Corvey, folgend, die auf Corvey befindliche große und werthvolle Bibliothek, welche, seit Jahren eines fachgelehrten Bibliothekars entbehrend, in Gefahr gerieth, zu einem todtten, unbrauchbaren Schatz zu werden, neu zu ordnen, zu katalogisiren und zu vervollständigen. Mit emsigem Fleiße geht der wackere Gelehrte dieser Aufgabe seit Jahren nach, und man muß erstaunen über die jetzt schon gewonnenen Resultate seiner Arbeit. Die Wanderungen durch diese herrliche Bibliothek an der Seite Hoffmann's, des kundigsten Führers, werden mir unvergesslich bleiben. Die werthvolle Bücherammlung (über hunderttausend Bände) birgt nicht allein ungeahnte Schätze von allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, sie zeichnet sich auch durch ihre Lage aus, welche wohl einzig ist. Aus den langen Fensterreihen derselben eröffnet sich nämlich dem staunenden Blicke eine überraschend schöne Aussicht über den großen Schlosspark hin in das reizende Weserthal.

Der Zauber der Gegend und diese Bibliothek machen es erklärlich, wie der trotz seines vorgeschrittenen Alters (Hoffmann ist 1798 geboren) noch so geistig rührige und rührige, den Verkehr mit Menschen von höherer Bildung so sehr liebende Dichter in der Einsamkeit dieses stillen, großen Schlosses ausharrt. (Der Herzog residirt auf Ratibor in Schlesien.) Freudig hat er aber doch die erste Locomotive begrüßt, welche diesen hübschen, aber stillen Winkel der Erde mit den großen Städten der Nachbarschaft in Verbindung bringt.

Abends saßen wir dann zusammen in der Werkstatt seines schaffenden Geistes. Ueber Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hin schweifte das lebendige Gespräch, wir gedachten unserer gemeinschaftlichen Freunde, ihres Wirkens und ihrer Schicksale, und so kam es denn, daß abermals das Andenken an Freiligrath geweckt wurde. Ich erfuhr, daß Hoffmann beschäftigt ist, seine reichen Tagebücher für den Druck vorzubereiten. Dieselben werden unter dem Titel „Aus meinem Leben, von Hoffmann von Fallersleben“ in Verlage von Carl Kämpfer in Hannover erscheinen. Gern theilte der Dichter mir Manches aus dem interessantesten Inhalte derselben mit, auf meine Bitten auch die Stellen, welche sich auf seinen Verkehr mit Ferdinand Freiligrath bezogen, dem dieser in seinem „Glaubensbekenntniß“ ein Denkmal gesetzt hat.

Am 15. August 1843, erzählte Hoffmann, reiste ich nach Coblenz. Der Zweck dieser Reise war, eine Fremdin nach langen Jahren wieder zu sehen und ihr meinen Dank abzustatten für die innige Theil-

nahme, welche sie von Neuem mir bewiesen hatte. Nachdem ich den ganzen folgenden Morgen im Kiesen von meinem Zimmer aus mir den Rhein und das Getümmel am Strande angesehen und vergebens zwei Freunde erwartet habe, gehe ich zu Karl Bädeler. Da heißt es dann: „Herr Bädeler ist ausgegangen, wird aber wohl bald wiederkommen.“ Ich lasse mir im Buchladen die Zeitung geben und warte. Endlich frage ich: „Wo ist denn Herr Bädeler?“ — Da erfahre ich denn: „Er ist mit dem Dichter Freiligrath spazieren gegangen.“

Nach einiger Zeit kommt Bädeler, sichtlich verlegen: „Willst Du Freiligrath kennen lernen?“

„Warum nicht? Bring' ihn nur!“

Bädeler kehrt nochmals um und sagt zutraulich: „Du, sei gut!“

Ich muß laut auflachen. Freiligrath kommt, wir begrüßen uns und unterhalten uns ganz nett. Unterdessen ist es Mittagszeit. Wie Bädeler sieht, daß wir Beide ganz harmlos mit einander verkehren, so ladet er uns zu Mittag ein.

Wir sind sehr heiter. Ich erzähle viele Scherzreden, so daß wir gar nicht aus dem Lachen herauskommen. Nach Tisch frage ich Freiligrath, ob er mich etwas begleiten wolle, ich müßte noch auf die Laubbach gehen. Er ist bereit. Als wir auf dem Wege sind, meine ich, wir könnten ja erst noch eine Tasse Kaffee trinken. Wir gehen in ein Kaffeehaus und sitzen ganz allein. Wir kommen nun auf die Tagesereignisse zu sprechen. Ich mache keinen Hehl daraus, daß es allgemein sehr übel aufgenommen sei, daß Freiligrath gerade zur Zeit, als Herwegh ausgewiesen worden, ein Gedicht gegen ihn veröffentlicht habe, allerdings ein zufälliges Zusammentreffen. Freiligrath sprach sich darauf über seine Gesinnung aus, theilte mir einige seiner neuesten Gedichte mit und bemerkte, daß eins die Censur nicht passirt habe. Nun, fügte er hinzu, ich würde bald von seiner politischen Gesinnung eine bessere Meinung gewinnen. Er war zutraulich geworden und so glaubte ich denn, es auch sein zu können, und las ihm mein Lied vom Schweigethaler\* vor. Wir schieden in der Hoffnung, uns den Abend wieder zu sehen, Bädeler hatte uns nämlich zu einem ländlichen Familienfeste eingeladen.

Ich ging wieder nach der Laubbach und kehrte erst nach Sonnenuntergang zurück. Bädeler hatte uns vergebens in seinem Hause erwartet. Einer seiner jungen Leute war beauftragt, uns nach einem Garten auf dem linken Moselufer hinzubringen. Ich ging beim Kiesen vor und holte Freiligrath ab. Wir befanden uns in einer ziemlich zahlreichen Gesellschaft von lauter Bädeler'schen Verwandten: Oheim, Brüder, Schwestern, Bräute, Vettern. — Nachdem wir Alle uns wechselseitig vorgestellt waren, nahmen wir Platz an einer langen Tafel. Es ging mir gar zu still her und da mir das unerträglich wurde, so suchte ich etwas Leben hinein zu bringen: ich erzählte einige lustige Geschichten und Witzge, stimmte ein Lied an und brachte einige Gesundheiten aus. Nach einiger Zeit war mein Zweck erreicht, die Stimmung war eine belebte, heitere. Um sie noch zu steigern, gerieth ich in's Politische. Freiligrath saß neben mir und ich sang das Lied vom Schweigethaler.

Bädeler nahm es sehr übel, Freiligrath nicht. Auf dem Heimwege machte mir jener bittere Vorwürfe.

„Aber, lieber Bädeler, Du weißt nicht, daß Freiligrath das Lied ja schon kannte, ich habe es ihm am Nachmittage schon vorgelesen.“

Bädeler wollte sich nicht beruhigen. Als wir aber vor seinem Hause Abschied nahmen und seine beiden alten Oheim mir dankten für den frohen Abend, den ich ihnen bereitet hätte — da wendete ich mich an Bädeler: „Hast Du's gehört? Nun gib Dich zufrieden und leb' wohl!“

Ich war mit Freiligrath in der Nähe des Kiesen angelangt. Da meinte ich, es wäre hübsch, wenn wir noch etwas Kühnendes genöffen. — (Das ist nun jene „Nacht im Kiesen“, in Folge welcher Freiligrath im Mai des folgenden Jahres das bekannte Gedicht\*\* an Hoffmann richtete, von dem wir, da die betreffende Sammlung jetzt eben wieder in viele Hände kommt, nur einige Strophen von besonderer Bedeutung hier mitzutheilen brauchen:

\* Vergl. Hoffmann's Reliquien von Schöffe. 3. 232. — Hoffmann's Gedicht macht sich über die mit fürstlichen Pensionen bedachten Dichter lustig.  
\*\* Vergl. Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte von Ferdinand Freiligrath. Mainz. Victor von Zabern 1844. S. 307—314.

Jeso, wo die Nachtigall  
Schlägt mit mächt'gen Schlägen;  
Wo der Rhein mit vollem Schall  
Braust' auf seinen Wegen;  
Wo die Dämpfer wieder zieh'n;  
Wo die grünen Nebel,  
Wo die Blumen wieder blüh'n: —  
Setz auf einmal eben  
Denk' ich wieder, wie im Traum,  
Jener Nacht im Kiesen zc.

Ich auch, der ich jene Nacht  
Finster mit Dir zechte,  
Ich auch, eben vor der Schlacht,  
Biete Dir die Rechte!  
Ja, auch ich steh' kampfbereit,  
Gleich sind unsre Zeichen: —  
Mit Bewußtsein wag' ich's heut  
Dir die Hand zu reichen!

Herz'ger noch, als dasumal,  
Wag' ich's, einzuschlagen!  
Schleier Stellung volle Qual  
Mußt' ich damals tragen!  
Noch nicht recht aus ganzem Holz  
Spien auch Dir mein Leben;  
Drum auch war ich noch zu stolz,  
Mich Dir ganz zu geben!

Alles das ist nun vorbei!  
Frei ward Lipp' und Zunge,  
Frei das Auge mir, und frei  
Dehnt sich Herz und Lunge!  
Vom Gedanken bis zur That  
Schlug ich dreist die Brüste;  
Hüben steh' ich, und kein Pfad  
Führt mich je zurück!

Horch, o horch, die Nachtigall  
Schlägt mit mächt'gen Schlägen,  
Und der Rhein mit vollem Schall  
Braust' auf seinen Wegen!  
Alles seimt und Alles gährt,  
Alles windet Kränze: —  
Auch den herbsten Kelch geleert  
Auf der Zukunft Lenze!

Den andern Morgen, erzählte Hoffmann weiter, fuhr ich nach St. Ovar, kehrte in die Klie ein und besuchte Freiligrath, der daneben wohnte. Frau F. schien etwas verlegen. Als ich nach einigen Stunden wiederkehrte, war sie ganz freundlich und gesprächig. Geibel, den ich auch traf, blieb lange sehr ernst und zurückhaltend. Freiligrath schlug einen Spaziergang nach Oberwesel vor, Geibel theilte sich. In Oberwesel kehrten wir ein beim Wirth zum Pfropfenzieher. Wir aßen zu Nacht, tranken einen guten Wein und waren recht heiter. Ich sang viel, erzählte viele lustige Geschichten und suchte Alles zu vermeiden, was unangenehm hätte berühren können. Als ich anstimmte: „Deutschland, Deutschland über Alles!“ sagte Geibel: „Auf diesem Gebiete sind wir Eins!“ Um Mitternacht gingen wir heim, heiter und friedlich wie der schöne Sternenhimmel; über dem Vorelsfels ging der Mond auf.

Den 3. Juli 1844 reiste ich nach Mannheim. Ich blieb einige Stunden in Mainz. Bei Victor von Zabern traf ich Freiligrath. Ich war nicht eben angenehm überrascht. Die Rhein- und Moselzeitung hatte auf eine mich sehr beleidigende Weise sich über unser Zusammentreffen in Coblenz ausgesprochen. Da von Freiligrath keine Widerlegung erschien, so nahmen meine Freunde an, daß er diesen Artikel verfaßt habe oder doch zu ihm in Beziehung stehe. Er erklärte mir nun, daß Beides nicht der Fall sei, und ich würde mich bald von seiner Gesinnung überzeugen.

Freiligrath wohnte mit seiner Frau in Kronthal, einer kleinen stillen Badeanstalt in einem waldigen Thale, die erst vor zehn Jahren in's Leben trat. Wir besuchten uns wechselseitig, doch war ich öfter in Kronthal als er in Eoden. Die letzten Tage vor meiner Abreise war unser Verkehr besonders lebhaft. Wir sahen uns täglich. Obgleich es seinerseits keiner Erklärung mehr bedurfte, daß er ganz unserer Partei gehörte, so hielt ich es doch nicht für überflüssig, ihn als einen Gleichgesinnten zu begrüßen, zumal ich voreiliger Weise mein Mißtrauen früher in einem Liebesausgesprochen hatte. Den 2. August nahmen wir von einander Abschied ohne die tröstende Hoffnung, uns bald wieder zu sehen. Der Druck seiner neuesten Gedichte („Ein Glaubensbekenntniß“ zc.) ward noch in diesem Monate vollendet, aber erst im folgenden (September) dem Buchhandel übergeben.

Nach der rückhaltlosen Erklärung im Vorworte zu denselben durfte sich die Presse gar nicht erst den Kopf zerbrechen, warum und wie Freiligrath in den Freisinn hinein gerathen war. Das Ereigniß war aber zu bedeutend und mußte besprochen werden, und da dies nur in regierungsfreundlichem Sinne geschehen konnte, so waren die Stimmen natürlich mehr wider ihn als für ihn. Die Allgemeine Zeitung stellte am 10. October in ihrer 284. Nummer mehrere Urtheile zusammen. Man ging darin sehr weit: man traute Freiligrath so wenig Selbstständigkeit zu, daß man ihn als einen zu seiner neuen politischen Richtung von mir Verführten hinstellte, und diese Ueberheiten gingen dann später in die Geschichten der neuesten deutschen Literatur über.

Das Unangenehmste dabei für Freiligrath und mich war unstreitig, daß seine Verwandten und viele seiner Freunde ihn als den Verführten und mich als den Verführer ansahen. Freiligrath ahnte das und sendete einem Freunde schon den 18. August von Mainz aus sein „Glaubensbekenntniß“ mit einigen Zeilen. Es ist mir lieb, daß ich dieselben in der Ueberschrift besitze; ich theile die betreffende Stelle daraus mit, um das zu bestätigen, was Freiligrath wollte, und daß es ihm nie eingefallen ist, einem Andern die Verantwortlichkeit seiner Schritte zuzuschreiben:

„— Eine Bitte hab' ich Ihnen aber noch vorzutragen. Die nämlich, daß Sie sich veranlaßt finden möchten, meiner guten Schwiegermutter, Frau Prof. Melos in Weimar, einige Worte der Erklärung und des Trostes zu sagen, wenn sie sich, wie ich vermuthet, über diese meine jüngsten Gedichte mehr oder

weniger entfetzen sollte. Suchen Sie ihr die Ueberzeugung mitzutheilen, daß das Volk mehr zu bedeuten hat, als die Fürsten; daß das „Glaubensbekenntniß“ ein aus innerem Drange hervorgegangenes Werk, daß es eine Nothwendigkeit ist, der ich ohne Widerstreben folgen mußte. Ein klares, verständiges Wort eines Dritten wird hier mehr und besser wirken, als alle directe schriftliche Auseinandersetzung von meiner eigenen Hand. Ich verlasse mich drum vertrauensvoll auf Ihre Güte und danke Ihnen im Voraus herzlich für Alles!“\*

\* Soweit Hoffmann. Daß diese durch die große Bewegung der Zeit weit von der Aufmerksamkeit der Gegenwart zurückgedrängten Vorfälle unsern alten Dichter noch heute beunruhigen, bezugen mir wenige Zeilen, die ich über diesen Gegenstand später noch von ihm erhielt und die den Schluß dieser Mittheilung bilden mögen:

„Weber Freiligrath noch mir wollte es bisher gelingen, einer richtigen Ansicht über unser Verhältnis zu einander Geltung zu verschaffen. In der Zeit der politischen Rückschwärtere hatte die sogenannte gute Stimmung freies Spiel und konnte ungestraft lügen und schimpfen auf Alles, was der herrschenden Partei nicht recht war oder gefährlich schien. Nun, wir wollen uns trösten: wimmelte doch die deutsche Literaturgeschichte bis auf die neueste Zeit von so mancherlei Irrthümern, die wie ein Erbgehind immer von Neuem wieder zum Vorschein kommen, trotzdem daß die gründlichsten Heilcuren versucht worden sind. — Als Freiligrath auf deutschem Boden wieder wandeln durfte, war er nicht wenig überrascht über die biographischen Notizen, die er über sich zu lesen bekam. Am 17. Juli 1850 schrieb er mir von Düsseldorf aus: „Verstirbt und gleichzeitig stupider ist noch wohl kein Gedicht von der Gegenwart ausgebeutet worden, als jenes von mir Dir zugesungene.“

Schloß Corvey, 1. Juli 1867.

S. v. F.“

## Erinnerungen aus dem letzten Kriege.

### Nr. 9. Gefunden und wieder verloren.

Nach der Schlacht bei Langensalza hatte ich in einem der größeren Lazarethe die Pflege der Verwundeten mit übernommen. In Folge dessen war mein Name auch nach außen bekannt geworden, ja sogar in die Zeitungen gedrungen, und so geschah es, daß ich schon nach wenigen Tagen zahlreiche schriftliche Anfragen aus der Ferne nach dem Verbleib und Befinden preussischer oder hannoverscher Krieger erhielt, welche dem Kampfe mit beigewohnt und den Ihrigen noch keine Nachricht gegeben hatten.

Unter meinen Verwundeten befand sich ein junger Dragoner vom hannoverschen Regiment Cambridge, der mich durch seine große Jugend und angenehme Persönlichkeit, mehr noch durch den festen Muth und die stille Resignation, mit welcher er eine schwere Verwundung des rechten Fußes ertrug, besonders interessirte. Um Wunde und Wundfieber nicht noch brennender und gefährlicher werden zu lassen, bettete ich ihn in die Nähe eines Fensters, vor dem ein allerliebster Blumengärtchen lag, dessen zahlreiche, in voller Blüthe stehende Rosen — es war zur Rosenzeit — ein köstliches Aroma in den dumpfen, mit faulen Dünsten angefüllten Krankensaal einströmten. Und um die trüben Gedanken über sein herbes Mißgeschick zu vertreiben, brachte ich an der Decke des Saales zwei Lederriemen mit Griffen an, mittels deren er sich momentan erheben und einen Blick in's Freie, in das Rosengärtchen, thun konnte, für ihn auf langem Schmerzenslager ein unschätzbares Glück.

An einem Morgen der ersten Woche, als das Wundfieber etwas abgenommen hatte und sein Befinden den Umständen nach sehr befriedigend war, lächelte er mir schon von Weitem entgegen. „Ich habe in vergangener Nacht einen recht angenehmen Traum gehabt,“ erzählte er bei meinem Nähertreten, „ich befand mich zu Hause bei der Tante. Sie müssen nämlich wissen, daß mich diese halb und halb erzogen hat. Meine Eltern waren immer so sehr betrübt, sie verloren fünf erwachsene Söhne und das machte besonders den Vater zeitweise ganz irre und tief sinnig. Ich sollte durch ländlichen Aufenthalt und Beruf der Tante des Familienübels entrißen werden und so geschah es, daß ich auf viele Jahre Stadt und Elternhaus verließ und zur Tante auf das Land zog, welche daselbst ein Gütchen bewirthschafte. Der Seelsorger des Ortes unterrichtete mich, und bei der Tante und dem befreundeten Gutsbesitzer erlernte ich später die Landwirthschaft. Auf diese Weise bin ich gesund und stark geworden, um,“ sprach er bitter und mit feuchtem Blicke, „aus einem brudermörderischen, ganz unnützen Kampfe als Krüppel und Verstümmelter zurückzukehren. Aber lassen wir die trüben Gedanken. Ich hatte

also einen recht angenehmen Traum von der Tante und . . . und . . .“ Hier schwieg er mit einem leichten Erröthen, ich aber machte neckisch die Fortsetzung und rief: „und einen noch schöneren Traum von meinem lieben Mädchen.“ Er lächelte, drohte aber scherzend mit dem Finger und sprach: „Nicht zu laut, lieber Herr, es weiß es ja noch Niemand, selbst die gute Tante nicht!“

„Aber, junger Freund,“ erwiderte ich, „Sie sind heut so wohl und gutgelant, wollen Sie nicht der Tante und so weiter — nun, Sie verstehen mich — ein paar Wörtchen schreiben? Die Ihrigen wissen nicht einmal, ob Sie überhaupt noch leben!“

„Kann ich denn schreiben?“ rief er schmerzlich, „ich bin ja in dieser Lage ganz hilflos, auch vibricen immer noch alle Pulse und die Feder würde meiner Hand entsinken. Wenn ich freilich diciten dürfte und Sie für mich schreiben wollten, ja, dann wäre ich mit Freuden bereit.“

Ohne Zögern holte ich das nöthige Schreibmaterial und schrieb sein Dictat, seinen Namen aber unterzeichnete er selbst.

„Weiter nichts, auch gar nichts?“ frug ich ihn scherzend. „Auch nicht ein kleines Postscriptchen, von wegen des . . .“

„Sie sind ein wahrer Quälgeist,“ antwortete er erröthend.

„Nun, so geben Sie das Blatt noch einmal zurück; bitte, halten Sie noch eine Minute, aber,“ rief er neckisch, „nicht lauschen!“ Und so schrieb er noch eine Zeile, faltete das Blatt und übergab es mir zur Beförderung in die Heimath.

Als ich nach Beendigung meines Rundganges im Lazareth nach Hause kam, fand ich daselbst eine Menge Briefe vor, die meisten von Angehörigen der Verwundeten. Man denke mein freudiges Aufblicken: eines der Schreiben erschien von der Tante. Nun, die erbetene Nachricht war bereits unterwegs und sie fiel besser aus, als sie hoffte: ihr Liebling lebte noch.

Wie tief aber erschreckte es mich, als am andern Morgen einer der Krankenwärter meines Lazarethes mit der Liste der in der Nacht Verstorbenen erschien und mein Cambridge-Dragoner auch mit aufgeführt stand! Leider konnte der Bote, welcher erst am gestrigen Abende als Wärter eingetreten war, über die Ursache des unerwarteten Todes keine Auskunft geben, und so mußte ich mich einweisen mit der Liste, eigentlich mit den ausgestrichenen und bekreuzten Nummern begnügen. Meines Dragoners also gekennzeichnete Nummer im Verzeichniß stimmte mit seinem Namen, so daß ich keinen Augenblick zweifelhaft sein konnte, und es blieb mir daher nichts Anderes übrig, als die Todesnachricht schleunigst an